

Der Unfall

Jacob Hunter stand am Rand der spärlich beleuchteten, breiten Straße. Er fror. Der nächtliche Herbstregen fiel in dicken Tropfen auf die Kapuze seines Parkas. Die nasse Jeans klebte wie eine statisch aufgeladene Plastikfolie an seinen kräftigen, zu kurz geratenen Beinen. Die alten Turnschuhe waren vom Regenwasser durchweicht. Trotzdem hatte er sich in seinem Leben noch nie besser gefühlt. Doch hinter Jacobs euphorischer Hochstimmung lauerte eine tiefe Müdigkeit. Die letzten Monate hatten ihn mehr Kraft gekostet, als er ahnte.

Mit einer schnellen Bewegung kramte er einen dicken Umschlag unter der Jacke hervor und presste das Kuvert in den Briefkasten. Der Regen prasselte jetzt mit einer Wut aus dem schwarzgrauen Nachthimmel, als wolle er die ganze Stadt ersäufen. Jacob merkte nichts davon. In seinem Kopf herrschte andächtige Stille. Behutsam schlug er dreimal das Zeichen des Kreuzes vor sich. Die flüchtigen Berührungen des Zeigefingers seiner rechten Hand auf Stirn, Sternum, linker und rechter Brust waren der unwiderlegbare Beweis: Er hatte das einzig Richtige, das einzig Mögliche getan. Sein Weg war der Weg Gottes.

Er musste diesen Augenblick des Triumphs mit jemandem teilen. Mit kalten, steifen Händen fingerte er das Mobiltelefon aus seiner Jackentasche und wählte ohne nachzudenken die Nummer seiner Exfrau Helen. Beim Eintippen der langen Zahlenfolge flüsterte er wieder und wieder vor sich hin: „Du darfst ihr nichts von dem Geständnis sagen. Sprich mit ihr, aber sag nichts von dem Geständnis, sag nichts!“ Es klang wie eine Beschwörungsformel. Leises Klacken und Piepen im Hörer kündigte an, dass die Verbindung aufgebaut wurde. Jacob grinste. Er war unverwundbar. Er war auserwählt.

Es klingelte zehn Mal, bevor Helens vom Schlaf zerquetschte Stimme zu hören war. „Hallo?“

Die Stimme seiner Exfrau wirkte auf Jacob wie ein Schock. „Hallo. Ich wollte dir nur sagen, dass es vorbei ist“, meldete er sich kleinlaut.

„Jacob? Bist du das?“ Helen brauchte einen Moment, um sich zu sortieren. „Weißt du eigentlich wie spät es ist?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Es ist mitten in der Nacht. Was willst du? Ich dachte, es wäre alles gesagt.“ Ihre Stimme klang zugleich gedämpft und gereizt.

„Jaja, ich weiß. Ich wollte dir nur sagen, dass es vorbei ist. Noch nicht ganz, aber so gut wie. Es fehlt nur noch eine Kleinigkeit. Mehr nicht.“

Trotz des Rauschens im Telefon hörte Jacob eine brummige männliche Stimme aus dem Hintergrund. Das musste Josh sein, der neue Mann in Helens Leben. Ein Rascheln im Hörer verriet ihm, dass Helen die Hand vor ihre Sprechmuschel hielt. Trotzdem konnte er verstehen, wie sie flüsterte: „Niemand. Leg dich wieder hin und schlaf weiter. Sonst weckst du noch die Kleine auf.“

Die Erwähnung des Kindes versetzte Jacob einen Stich. „War das Josh?“, fragte er.

„Wer soll es denn sonst gewesen sein?“, erwiderte Helen müde „Also, was willst du?“

„Kann ich mit Marie sprechen?“

„Du hast dich seit Monaten nicht gemeldet. Und jetzt rufst du mitten in der Nacht an und willst mit Marie sprechen? Bist du verrückt oder besoffen oder was? Die Kleine schläft. Lass uns einfach in Ruhe“, fauchte Helen.

„Aber sie ist auch meine Tochter“, beharrte Jacob, der fast vergessen hatte, was der Grund seines Anrufs gewesen war.

„Das diskutiere ich jetzt nicht mit dir.“ Nur der Gedanke an den Schlaf ihrer Tochter hinderte Helen daran, laut zu werden.

„Leg nicht auf, bitte.“ Jacobs Stimme klang vor lauter Flehen fast klebrig.

„Dann sag endlich, was du willst, Jacob. Ich will wieder ins Bett.“

„Zu Josh?“

„Scheiße, ja. Natürlich zu Josh!“, fauchte Helen wieder. „Zu wem dachtest du denn? Meinst du, ich wechsele meine Männer jetzt so oft wie irgendeine x-beliebige Schlampe?“

„Ist ja gut! Ich wollte dir nur sagen, dass es vorbei ist. Dass ich bald wieder mehr Zeit haben werde. Ich werde einen Job finden, ein ganz normales Leben führen. Und wenn ich darf, würde ich auch Marie gerne öfter sehen.“

„Wie schon gesagt, das diskutiere ich jetzt nicht mit dir. Aber ich würde mich freuen, wenn du wieder Boden unter die Füße kriegst“, antwortete Helen ein wenig freundlicher.

„Mich auch.“ Der Lärm eines vorbeidonnernenden Lkws verschluckte Jacobs Worte.

„Was? Ich habe dich nicht verstanden. Bist du auf einer Baustelle? Hast du Nachtschicht?“, fragte Helen hoffnungsvoll. Vielleicht war das mit dem Job ja doch kein leeres Gerede, wie sonst immer. Sie liebte Jacob zwar nicht mehr, aber er war der Vater ihrer Tochter, er war ein Teil ihres Lebens, und sie wünschte sich sehr, ihn wieder aus dem tiefen Loch kriechen zu sehen, in das er nach seiner Entlassung und der Scheidung gefallen war.

„Ist nicht so wichtig“, erwiderte Jacob, der sie auf keinen Fall belügen wollte. Lügen war eine Sünde.

„Na, dann“, Helens Stimme klang erschöpft. „Was wolltest du mir denn so Wichtiges sagen? Warum zum Teufel klingelst du mich mitten in der Nacht aus dem Bett?“

Bei der Erwähnung des Leibhaftigen zuckte Jacob zusammen.

Einmal in Fahrt, setzte Helen nach. „Oder hast du mich nur aus dem Bett geholt, um mich wieder mal vollzulabern? Wie früher? Raus damit ... Was willst du? Hast du etwa endlich für Gerechtigkeit gesorgt? Ist es das? Ist deine Mission im Auftrag des Herrn vorbei? Von wegen ‚Auge um Auge und Zahn um Zahn‘? Das hattest du doch vor, oder? Es denen mal so richtig zeigen? Ich verstehe dich nicht – habe ich nie. Nur weil dein Vater vor hundert Jahren eine Bande von Müllgangstern hat hochgehen lassen, musst du dir nicht dein ganzes Leben versauen. Dein alter Herr ist tot und begraben, dem musst du nichts mehr beweisen.“ Verärgert hielt sie inne. Das ging sie alles nichts mehr an. Mit Grausen erinnerte sich Helen an die vielen Streitereien, als sie und Jacob noch zusammen waren. Wenn es dabei mal nicht ums

Geld ging, war Jacobs Gerechtigkeitsfimmel der Grund. Und immer wieder dieses „mein Vater hat damals dies ... mein Vater hat damals das“. Einfach zum Kotzen. Gänzlich unerträglich wurde es, als Jacob Gott für sich entdeckte. „Noch so ein beschissener Moralapostel ist genau das, was uns zum Glück gefehlt hat“, hatte sie ihm ins Gesicht geschrien. Jacob schlug sie daraufhin zwei Mal. Der erste Schlag brach ihr die Nase, der zweite den Kiefer. Das war der Anfang vom Ende ihrer Ehe. Seine Entlassung und die Zwangsversteigerung des kleinen Häuschens waren nur noch Brandbeschleuniger.

„Ja, das habe ich“, erwiderte Jacob. Er platzte fast vor Stolz. „Du wirst noch davon hören, da bin ich mir ganz sicher. Mehr kann ich dir leider nicht sagen“, ergänzte er leise. Der Satz kostete ihn seine ganze Beherrschung. Am liebsten hätte er ihr ins Gesicht geschrien, was er getan hatte. Die ganze Geschichte. Damit sie endlich begriff, dass er nicht der kleine Versager war, für den sie ihn hielt, sondern das Werkzeug Gottes. Der Mann, der auserwählt worden war, den skrupellosen Geldhaien die Masken herunterzureißen, hinter denen sie ihre satanischen Fratzen versteckten. Er würde die ganze Welt erzittern lassen.

„Bist du der Scheiß James Bond oder was? Unterwegs in geheimer Mission? Verarschen kann ich mich auch alleine. Du bist Handwerker und kein Spion“, fuhr Helen ihn an.

„Tut mir leid. Ich will dich nur nicht in Gefahr bringen. Von wegen Mitwisserschaft und so. Außerdem solltest du nicht fluchen. Fluchen ist eine Sünde.“

„Hörst du dir eigentlich manchmal selber zu?“, zischte Helen erregt. Sie hatte den selbstgerechten, pastoralen Ton fast vergessen, mit dem Jacob sie in den Wahnsinn treiben konnte. „Das solltest du vielleicht hin und wieder mal machen“, fuhr sie aufgebracht fort, „dann würdest du mitkriegen, wie bescheuert das klingt. Sünde? Schwachsinn! Und wovon könnte ich denn wohl Mitwisser werden? Dass du einem der Oberbosse den Parkettboden schief verlegt hast? Mach dich doch nicht lächerlich.“

„Ich wollte es dir nur sagen.“ Jacob lächelte still in sich hinein.

„Okay. Das hast du ja jetzt erledigt“, sagte Helen kurz angebunden. Am liebsten hätte sie den Hörer einfach auf die Gabel geknallt.

„Ja. Das habe ich.“

„Gut. Dann geh ich wieder schlafen.“

„Okay. Schlaf gut. Ich werde dich und Marie in meine Gebete einschließen.“

„Geschenkt!“

Das harte, trockene „Klack“ des aufgelegten Telefonhörers hallte in Jacobs Ohren nach wie ein entfernter Pistolenschuss. Sie kann die Größe meiner Tat nicht ermessen, dachte er. Wie auch? Sie hatte keine Ahnung! Weder wusste sie, was er getan hatte, noch war ihr klar, wie weit er für sein Ziel gegangen war. Doch sobald sie es erfuhr, würde sie begreifen.

Jacob trat an den Rand der Straße und schaute sich um. Hier hatte es begonnen, hier sollte es enden. Auf der gegenüberliegenden Seite war im trüben Licht einer Straßenlaterne das verbogene Schild einer heruntergekommenen Bushaltestelle zu erkennen. Ein Mülleimer quoll über von Bierdosen und Fastfoodverpackungen. Dahinter erstreckte sich eine drei Meter hohe Wand, die an den wenigen von Neonröhren erleuchteten Stellen, an denen sie aus dem Grau der Nacht heraustrat, ungesund gelblich aussah. Selbst den vielen Graffiti, die die Mauer säumten, hatte das trübweiße Licht des Edelgases ihre Buntheit ausgetrieben. Sie wirkten wie blaugrüne Hämatome auf dem Oberschenkel einer dicken, ältlichen Frau. In der Ferne war dumpfes Hämmern zu hören.

Am äußersten rechten Rand seines Blickfelds konnte Jacob gerade noch das sich auf der nassen Straße spiegelnde, aus einer Seitengasse kommende, rohe Pulsieren des dunkelroten Neonschriftzugs *Le Dernier Cri* erkennen. Er wusste, dass der Schriftzug über der eisernen Tür eines Edelpuffs flackerte, der eine zur gottverlassenen Abgeschlossenheit dieses Ortes passende Mischung aus Drogen und unaussprechlichen Sexpraktiken feilbot. In der Ferne hob sich die gräuliche Licht- und Dunst-

kuppel des Stadtzentrums vom Horizont ab wie ein zum Angriff entschlossenes UFO.

Jacobs kräftiger, untersetzter Körper zitterte. Das Gespräch mit Helen hatte den letzten Rest an Energie verbraucht. Wie in Trance setzte er den rechten Fuß auf die Straße. Im nächsten Moment spürte er einen heftigen, dumpfen Schlag. Es war, als würde sein Körper mit voller Wucht von einer massiven Orkanböe erwischt, die ihn mühelos durch die Luft wirbelte, wie einen Fußball nach einer kunstvoll gezirkelten Flanke. Das Mobiltelefon, das seine rechte Hand immer noch umklammert hielt wie einen Baseball kurz vor dem Wurf, flog in weitem Bogen über die Mauer auf der gegenüberliegenden Straßenseite und zerschellte dahinter in tausend Teile. Jacob fühlte keinen Schmerz. Auch nicht beim Aufschlag auf dem Asphalt. Der schwarze, nasse Untergrund schien für einen Moment wie aus Watte zu sein.

Mit der Rückkehr des Bewusstseins, das er kurz nach dem Aufprall verloren hatte, kamen die Schmerzen. Sie überfluteten den Körper mit der Erbarmungslosigkeit eines Tsunami. Langsam begriff Jacob, es musste ein Unfall passiert sein. Etwas Großes, etwas Gewaltiges hatte ihn gerammt. Er wagte nicht, sich zu bewegen. Er wagte auch nicht, seine Augen zu öffnen. Die Angst vor dem, was er sehen könnte, war zu groß. Sein Mund war mit metallisch schmeckendem, dickflüssigem Blut gefüllt. Gott, war es das jetzt? Rufst du mich zu dir? Ist es soweit? Die Fragen hingen in Jacobs pochendem Schädel wie Fliegen an einer klebrigen Falle. Der Gedanke an den Tod war tröstlich. Er wärmte sich daran wie an einem Kaminfeuer. Das war das Tor zu etwas Größerem, etwas Besserem, etwas Heiligem.

Geräusche drangen durch den dichten weißen Schleier in seinem Hirn. Erst war es nur ein Brei, der klang wie wummernde Musik, die aus einer gut isolierten Nachbarwohnung kam. Nach und nach schälten sich einzelne Komponenten klarer heraus: Das Plappern auf Asphalt fallenden Regens, das leise, gelangweilte Grollen laufender Motore stehender Autos. Das arrogante Klacken hochhackiger Schuhe. Und Stimmen! Menschliche Stimmen.

„Was wollte der auf der Straße?“

„Der ist mir direkt vor den Kühler gelaufen. Das haben Sie doch gesehen, oder? Sie haben das doch gesehen?“

„Mein Gott, ist das viel Blut!“

„Stabile Seitenlage! Wir müssen ihn in eine stabile Seitenlage bringen.“ Die Stimme, die den beruhigend arroganten Ton eines Mannes hatte, der es gewohnt war, Entscheidungen zu treffen, klang unnatürlich klar. Als käme sie nicht von außen, sondern säße direkt in Jacobs Kopf.

Der Banker

Randolph Park war auf dem Weg zu seinem Auto, das er vor rund drei Stunden auf dem diskreten Parkplatz des exklusiven Freudenhauses abgestellt hatte, um nach Hause zu fahren, als er die prustende Luftdruckbremse eines Lastwagens und direkt danach ein knirschendes Krachen hörte, das klang, als würde jemand mit einer riesigen Geflügelschere den Knochen eines überdimensionalen Hühnerschenkels durchtrennen. Fast zeitgleich sah er aus dem Augenwinkel, wie ein Mensch vom Himmel fiel und reglos in dem trüben Lichtkegel einer der wenigen intakten Straßenlaternen liegen blieb. Unwillkürlich musste er lächeln. Der Sturz erinnerte ihn an den Beginn der englischen Comedyserie *Mister Bean*, die er auf seinen vielen Langstreckenflügen häufig im Bordprogramm gesehen hatte, um die Zeit totzuschlagen. Nur dass die Gestalt hier offenbar auf dem Rücken gelandet war und nicht, wie der britische Schauspieler Rowan Atkinson alias Mister Bean, auf dem Bauch.

Zögernd lenkte er seine Schritte in Richtung des stöhnenden Bündels Mensch, das da im Licht der Straßenlaterne lag wie in einem Bühnenspot, als wäre es Teil eines modernen Theaterstücks. Der Regen wurde wieder stärker und der Gedanke, seinen neuen Kaschmirmantel zu ruinieren, behagte ihm ebenso wenig wie die Idee, die empfindlichen Ledersohlen seiner handgenähten Budapester Schuhe zu lange der nassen Straßenoberfläche aus-

zusetzten. Beim Näherkommen sah er, dass es ein Mann war, ein kräftiger Kerl mit kurzen braunen Haaren, der eine für Randolphs Geschmack deutlich zu helle Jeans, ausgelatschte Laufschuhe und einen – legte man auch nur halbwegs modische Kriterien an – völlig inakzeptablen, grünlichen Parka trug. Die Neugier und das Gefühl, an diesem Abend eine Geschichte erleben zu können, die ihm künftig auf Partys und Geschäftsessen noch gute Dienste leisten würde, trieben ihn weiter voran. Die Kapuze des Parkas lag wie ein dunkelbraunes, rundes Stück Stoff unter dem Kopf des Verletzten. Sie wirkte auf Randolph unnatürlich groß. Erst wenige Meter bevor er den zusammengekrümmt am Boden Liegenden erreichte, erkannte Randolph das rostfarbene Blut, das über die Ränder der Kapuze hinausgelaufen war und einen schillernden Kranz bildete. Es wirkte wie ein grässlicher, blutiger Heiligenschein.

Ein paar Passanten standen bereits um den leise röchelnden Verletzten herum und unterhielten sich flüsternd wie in einer Kirche. Sie waren aus den wenigen Autos gestiegen, die hinter dem Lkw stehen bleiben mussten, der nach dem Zusammenprall mit dem Mann einige Meter vor der Laterne zum Stillstand gekommen war. Die Fahrertür des Lastwagens stand weit offen. Der Fahrer, ein kleiner Mann mit Baseballkappe und energisch unter einem bunten, vom Regen durchnässten Hawaiihemd nach vorne gerecktem Bierbauch, lief aufgeregt vor dem Wagen auf und ab. Er hatte ein Handy am Ohr. Zur Unfallstelle wehten nur Satzketten herüber. „Unfall ... kommen Sie schnell ... ist mir direkt vor den Kühler gelaufen ... ja, schwer verletzt ... Nein, die Ladung ist okay.“

Die Schaulustigen machten bereitwillig für Randolph Platz, offensichtlich froh, jemanden gefunden zu haben, der bereit war, Verantwortung zu übernehmen. Das befreite sie von dem nagenden Gefühl der Unvollkommenheit, das sie in ihrer abwartenden Haltung zunehmend bedrängte. Nach kurzem Zögern kniete Randolph sich rechts neben den Verletzten. Obwohl der Mann große Schmerzen haben musste, wirkte sein rundes, trotz der

Derbheit kindliches Gesicht gelassen. Als hätte er Übung darin, schwer verletzt zu sein. Aus dem leicht geöffneten Mund drang ein röchelndes Atemgeräusch. Aus dem rechten Mundwinkel lief gemächlich ein stetes Rinnsal dickflüssiges Blut. Die tief unter buschigen, schwarzen Brauen liegenden Augen waren geschlossen. Der Mann kam Randolph bekannt vor. Irgendwo hatte er dieses Gesicht schon einmal gesehen. Die fleischigen Lippen, das ausgeprägt rundliche Kinn, die breite flache Nase, die aussah, als hätte sie jemand mit einer hastigen, trapezförmig nach außen laufenden Bewegung zweier Daumen in sandfarbenen Ton gedrückt. Randolph kramte in seinem Hirn. Ohne Erfolg wog er verschiedene Möglichkeiten gegeneinander ab. Vielleicht war der Mann ihm in seinem Fitnessstudio über den Weg gelaufen oder er war Packer in dem Supermarkt, wo Randolph manchmal einkaufte.

„Hallo ... Verstehen Sie mich? Sie hatten einen Unfall. Ich werde Sie jetzt in eine stabile Seitenlage bringen. Sind Sie bereit?“, fragte er den Verletzten, der statt zu antworten mit einem gurgelnden Geräusch einen Schwall Blut auf die Straße spuckte. Schweren Herzens schob Randolph seinen Mantel unter den blutigen Schädel. Sofort begann der Regen den dunkelgrauen Anzug, den er darunter trug, zu durchnässen. Die am Morgen sorgfältig mit wohlriechendem Gel zurückgekämmten glatten schwarzen Haare hingen in nassen Strähnen vor seinem schmalen Gesicht und verschmierten die von einem eckigen, metallisch glänzenden Titanrahmen eingefassten Gläser der Brille. Randolph fühlte sich als Herr der Lage. Er arbeitete schnell und präzise. Das Stöhnen des Verletzten ignorierte er mitleidlos. Er war vollständig auf seine Aufgabe konzentriert. Alles lief automatisch ab, präzise wie ein Uhrwerk. Es überraschte ihn selbst, dass die notwendigen Erste-Hilfe-Handgriffe in seinem Hirn genauso präsent waren wie die Telefonnummern, Mailadressen und Investmentziele seiner größten Kunden. Er musste sie nur abrufen. Zuerst zog er die Beine des vor Schmerzen ächzenden Mannes gerade nach unten, winkelte dann den rechten Arm an, sodass die nach oben liegende Handfläche neben dem blutenden Schädel ruhte. Am Ende einer

ganzen Reihe von Zieh- und Zerrbewegungen lag der Verletzte mit überstrecktem Hals und leicht geöffnetem Mund auf der Seite.

Während Randolph arbeitete, schloss sich der Kreis der Neugierigen immer enger. Stimmen wurden laut, die im Schutz der Anonymität der Menge, seine Kompetenz anzweifelten.

„Man hätte besser warten sollen, bis ein Arzt kommt!“

„Wer ist das überhaupt?“

„Das hätte ich nicht gemacht, das mit dem Drehen. Weiß Gott, ob der dem nicht gerade das Genick gebrochen hat.“

Die Stimmen verstummten, sobald Randolph sich umdrehte und durch seine regennass blitzenden Brillengläser scharf in die Gesichter der Gaffer blickte. Er reagierte, wie er auch in Geschäftsmeetings auf Kritik an seiner Person reagierte, hart und in einem rauen Befehlstone, mit dem er jedes Widerwort im Keim ersticken konnte.

„Sie da! Ja, Sie mit der hellen Jacke“, herrschte er einen seitlich hinter ihm stehenden Mann an, „sorgen Sie dafür, dass der Unfallort abgesichert wird. Machen Sie schon!“

Als Nächstes wandte Randolph seine Aufmerksamkeit einer jungen Frau zu. „Sie! Können Sie mit Ihrem Schirm mal dafür sorgen, dass der Mann nicht noch nasser wird?“ Ein etwas versteckt in der zweiten Reihe stehender älterer Herr bekam ebenfalls einen Arbeitsauftrag. „Und Sie, Sie mit dem dunkelblauen Mantel, suchen Sie irgendwas aus sauberem Stoff, damit ich die Blutungen stillen kann. Irgendjemand wird ja wohl einen Verbandskasten im Auto haben. Schnell! Hat schon jemand den Krankenwagen gerufen? Und die Polizei? Sie!“, gemeint war diesmal der Fahrer des Unfall-Lkws, der mittlerweile sein Telefonat beendet hatte und ein wenig abseits stand. „Kümmern Sie sich darum! Sofort!“

Jede Diskussion erstarb. Die Angesprochenen gingen still und schnell ans Werk, die erhaltenen Aufträge zu seiner Zufriedenheit zu erfüllen. Ein paar Minuten später hatte er den Kopf des Verletzten notdürftig mit einem Mullverband umwickelt und die große, stark blutende Wunde am linken Oberarm mit einem Druckverband versehen. Eine Welle aus Stolz überrollte ihn

förmlich. Am liebsten hätte er sich neben den Verletzten gelegt und leise geschnurrt.

Mitten in dieser Hochstimmung wurde Randolph grob von hinten an beiden Schultern gepackt.

„Lassen Sie mich bitte zu dem Verletzten“, forderte ein Mann, dessen jugendlich konturloses Gesicht mit fliehendem Kinn und breiter, kurzer Nase von den Spuren erst kürzlich abgeheilter Pubertätspickel übersät war. Seine nassen, strähnigen dunkelblonden Haare hatte er am Hinterkopf zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der von einem einfachen, roten Gummiband gehalten wurde. Im rechten Ohrläppchen prangte ein winziger Brillantohrring. Ohne weiter auf Randolph zu achten, kniete der Mann sich neben Jacob.

„Ich bin Sanitäter. Mein Name ist Jon Stewart. Wie heißen Sie? Können Sie mich hören? Können Sie mich verstehen? Wo haben Sie Schmerzen?“ Zum Schutz vor der Kälte legte er Jacob eine dünne Aludecke über und erfasste dabei mit einem kurzen Blick die Lage. Vor ihm lag ein kräftig gebauter Weißer mittleren Alters. Die Verletzungen waren schwerwiegend. Große Wunde am linken, mit ziemlicher Sicherheit übel zertrümmerten Oberarm, wahrscheinlich mehrere gebrochene Rippen, von denen mindestens eine die Lunge verletzt haben dürfte, anders wäre das Blut, das dem Mann mit der Geschwindigkeit eines träge fließenden Flusses aus dem Mund lief, nicht erklärbar. Die Hüfte sah ebenfalls nicht gut aus und die Blutlache, die sich am Hinterkopf gesammelt hatte, deutete auf einen Schädelbasisbruch hin. Ein stolzes Lächeln umspielte den schmalen, harten Mund des Sanitäters.

„Hören Sie mich? Der Arzt ist gleich da.“ Noch während Jon das sagte, zog er dünne Latexhandschuhe über, schob den Ärmel des Parkas an Jacobs rechtem Arm nach oben, legte mit einem Gurt eine venöse Stauung an und stieß geschickt und schnell eine Zugangskanüle in die hervortretende Vene. Dann bettete er den linken Oberarm in eine Kunststoffschiene, ohne den von Randolph angelegten Druckverband zu lösen.

„Wie heißen Sie? Können Sie mir Ihren Namen sagen? Wissen Sie, welches Datum wir heute haben?“, fragte Jon. Routinefragen, die er immer stellte. Es ging darum, zu erfahren, ob der Verletzte orientiert war.

Für den vor Schmerz gekrümmt am Boden liegenden Jacob hatten die Fragen allerdings keinerlei Bedeutung, obwohl er angestrengt versuchte, ihren Sinn zu ergründen. Doch in seinem Hirn war nichts als eine dumpfe, stille Leere. Es war, als würde er an einem wolkenverhangenen Januartag über eine frisch zugeschnittene flache Wiese blicken. Unberührt, schön und beängstigend. „Ich weiß es nicht“, stieß er stockend hervor und spuckte dabei Blut, ein paar Stückchen Zahn und etwas von seinem Zungenfleisch auf die Straße.

Plötzlich kam Bewegung in die gaffende Menschenmenge. Mit Nachdruck schob Dr. Avril Mondragon ihren schmalen Körper und den schweren Arztkoffer durch die dicht an dicht stehenden Menschen, die den Verletzten umschlossen wie ein Kokon.

„Hey, Jon. Hier bin ich. Was kannst du mir sagen?“, fragte Avril, als sie auch den letzten wegen der Störung murrenden Schaulustigen zur Seite gerempelt hatte.

Die Antwort kam prompt. „Männlicher Patient. Wurde von einem Lkw angefahren und mehrere Meter durch die Luft geschleudert. Offene Wunde am linken Arm ... ist wohl gebrochen. Ich habe vorsorglich eine Schiene angebracht. Lunge wahrscheinlich von einer Rippe punktiert. Atmung und Puls sind schwach, aber okay. Leichtes Rasseln im rechten Lungenflügel. Verdacht auf Schädelbasis- und Beckenbruch. Der Mann ist ansprechbar, weiß allerdings weder seinen Namen noch, wo er ist. Die Verbände hat ein Ersthelfer angelegt.“

Ohne weitere Umschweife kniete Avril sich neben Jacob. „Hören Sie mich? Mein Name ist Doktor Avril Mondragon. Ich bin Notärztin. Ich werde Sie jetzt untersuchen und Ihnen etwas gegen die Schmerzen geben. Dann bringen wir Sie ins *Saint John* 's Krankenhaus. Dort wird man sich weiter um Sie kümmern. Es wird alles gut. Machen Sie sich keine Sorgen.“ Nach dem Na-

men fragte sie bewusst nicht. Wenn es stimmte, was Jon gesagt hatte, würde das den Mann nur unnötig aufregen. Mit Zeigefinger und Daumen der rechten Hand öffnete die Ärztin Jacobs rechtes Auge und leuchtete mit einer kleinen Stabtaschenlampe hinein. Der grelle Lichtstrahl schnitt durch sein schmerzgetränktes Hirn wie ein Laserschwert durch Butter. „Pupillenreaktion ist verlangsam“, murmelte sie. Der Puls war schwach, aber regelmäßig. Die Atmung klang rasselnd und ging stoßweise. Die angelegten Verbände waren okay. Das Blut, das kontinuierlich aus Jacobs Mund lief, gefiel Avril dagegen gar nicht. Offenbar hatte der Mann innere Verletzungen. Jede Minute, die er noch länger hier auf dem nassen Boden lag, war eine verschenkte Minute. Die Blutungen an Arm und Kopf schienen gestillt zu sein.

„Ich werde Ihnen jetzt etwas gegen die Schmerzen geben“, wiederholte sie zu Jacob gewandt. Ihre Stimme signalisierte uneingeschränkte Zuwendung und Aufmerksamkeit. „Es ist ein sehr starkes Mittel. Es wird Ihnen gleich besser gehen.“ Routiniert öffnete Avril ihren Arztkoffer, griff nach einer der Morphinampullen und spritzte den Inhalt durch den bereits gelegten Zugang in Jacobs Vene.

Der fühlte schon wenige Sekunden später, wie die Droge langsam in seinen Blutkreislauf tropfte und die Schmerzen Stück für Stück in den Hintergrund drängte. Sie waren immer noch da, doch räumten sie den Platz in der ersten Reihe der Wahrnehmung und rückten ins hintere Parkett. Die vorderen Plätze überließen sie dem Morphin. Jacob hatte das Gefühl zu schweben. Als läge er nicht länger auf dieser dreckigen, nassen Straße in einem der sternförmig um die Stadt angelegten Industriegebiete, sondern wäre ein Engel auf dem Weg ins Paradies.

„Wir bringen Sie jetzt ins Krankenhaus. Dafür müssen wir Sie auf eine Trage heben. Sie müssen keine Angst haben, wir werden sehr vorsichtig sein.“ Avril erhob sich mit der Grazie einer in die Jahre gekommenen Balletttänzerin und gab Jon ihre Anweisungen: „Vorsichtig stabilisieren und ich meine vorsichtig! Dann auf

die Trage und ab mit ihm ins *Saint John's*. Schnell. Häng einen Beutel Plasmaexpander und einen mit Kochsalzlösung dran.“

„Entschuldigen Sie, aber wird er durchkommen?“ Randolph hatte still am Rand der Szenerie gestanden und gelangweilt an einem teuren Zigarillo gesaugt, das er mit einer Hand vor dem Regen schützte. Jetzt hielt er den Zeitpunkt für gekommen, wieder ins Geschehen einzugreifen. Und wenn es nur dafür gut sein würde, seinen Mantel zurückzubekommen. Andererseits war der edle Stoff wahrscheinlich derart blutdurchtränkt, dass er sowieso nicht mehr zu retten war. Unabhängig davon gefiel ihm die Ärztin. Er hatte ein Faible für schlanke, dunkelhaarige Frauen, die älter waren als er. Außerdem liebte er die Jagd, das Gefühl der Eroberung. Die jungen Frauen, die er in den angesagten Clubs der Stadt traf, konnten ihm dies nicht mehr geben. Sie ins Bett zu kriegen war ungefähr so schwierig, wie einem Dreijährigen ein Eis zu klauen. Egal, ob es nun die einsamen und überarbeiteten Investmentbankerinnen waren, die ihm sogar noch während des hitzigsten Liebesspiels die neuesten Gerüchte vom Parkett zu entlocken versuchten, oder die Sekretärinnen, denen auf ihrer Suche nach einer möglichst bequemen Art des sozialen Aufstiegs kein Anmachtrick zu billig war, die ihn aber spätestens am „Morgen danach“ mit dem Geständnis, er sei wirklich der „süßeste Mann“, den sie je kennengelernt hätten, zum Kotzen brachten. Verlangten die beiden genannten Frauenarten schon keine echte Anstrengung, reichte bei dem Typus der zugekoksten Partyhopperin bereits ein angedeutetes Versprechen, sie auf eines der angesagten Events mitzunehmen, um mit ihr so ziemlich jede sexuelle Perversion durchzuziehen.

„Kennen Sie den Mann?“, fragte Avril gereizt. Sie hatte einen langen, stressigen Tag hinter sich und absolut keine Lust auf eine Diskussion mit einem gelackten Gaffer.

„Nein, ich habe nur Erste Hilfe geleistet“, konterte Randolph kühl.

„Hm“, antwortete Avril überrascht. Das hatte sie dem Mann mit dem durchnässten, teuren Anzug, den gegelten Haaren und

dem protzigen Luxuswecker am Arm nicht zugetraut. Sah er doch genau auf die jüngelchenhaft arrogante Weise gut aus wie die Söhne derjenigen ihrer älteren Kollegen, die bis zu den Knien in Ständedünkel wateten. Die Zähne professionell gerichtet und strahlendweiß gebleicht, der Körper von Sportarten wie Tennis, Badminton, Reiten oder gar Polo gestählt, das Selbstbewusstsein und den festen Glauben an die eigene Unersetzbarkeit immer wie eine Monstranz vor sich her tragend.

„Ich denke, seine Chancen stehen ganz gut. Wenn Sie es genau wissen wollen, können Sie ihn ja im *Saint John* 's besuchen, das ist nur ein paar Blocks von hier entfernt.“

„Das werde ich machen. Auf Wiedersehen.“ Randolph drehte sich um und ging, ohne noch einmal zurückzuschauen. Die kurz angebundene Antwort war reine Taktik. Er wollte nicht zu interessiert erscheinen. Außerdem hatte er ihren Namen aufgeschnappt, als sie ihn dem Verletzten nannte. Es wird einfach sein, sie aufzuspüren. Und er war sicher, dass sie hinter ihm hersehen würde.

Das Verlies

Leon Oswald blickte konzentriert in den Spiegel. Seine dunkelbraunen Haare, die einst an den Seiten und hinten militärisch kurz geschnitten waren, wucherten nach den Monaten der Geiselhaft über die Ohren wie Unkraut. Den strengen Seitenscheitel, in den er sein Haupthaar jeden Morgen zwang, behielt er selbst hier bei. Leons Gesicht war klein, schmal und kantig. Diese Formgebung fand in seinem gesamten Körper eine Fortsetzung. Er sah aus, wie die ideale Besetzung für die Rolle eines Offiziers der deutschen Wehrmacht in einem US-Kinofilm. Seine Kollegen in der Bank hatten ihn aufgrund des schneidigen Aussehens und der deutschen Herkunft mit dem Spitznamen „Adolf“ bedacht, was sie seltsamerweise durchaus positiv meinten.

Die einst sonnengebräunte Haut war jetzt fahl. Die etwas zu weit auseinander stehenden Augen, die immer ein wenig überrascht in die Welt blickten, hatten ihren Glanz verloren. Die

grüne Iris wirkte wie eine matte Tonmurmelt, die in einem See aus gelblicher Milch schwamm. Mit seinen mädchenhaft kleinen Händen strich Leon seinen Scheitel zurecht. Tränen liefen über seine Wangen und blieben wie Tautropfen in ungepflegten Barthaaren hängen. Die Monate der Gefangenschaft hatten aus dem ehemals stolzen Gesicht des erfolgreichen Investmentbankers das Antlitz eines Stadtstreichers werden lassen.

Mit jeder Faser fühlte er, dass etwas aus den Fugen geraten war. Die zeitlichen Abläufe, die sich in den vergangenen sechs Kerkermonaten in seinen Körper geschliffen hatten, stimmten nicht mehr. Dabei hatte er weder eine Uhr noch die Möglichkeit, die Sonne auf- oder untergehen zu sehen. Einziger Gradmesser in dem muffigen, säuerlich nach menschlichen Ausdünstungen riechenden Gefängnis waren die drei Mahlzeiten, die seine Entführer ihm regelmäßig durch die von außen zu öffnende Luke in der grauen massiven Stahltür schoben, die das Ende von Leons Welt darstellte. Sie gaben dem Tag Struktur. Sie ermöglichten es, einen ungefähren Überblick darüber zu behalten, wie lange er schon hier unten saß. Das Essen war der dünne Faden, der Leon mit der realen Welt verband. Danach hatte er seinen gesamten Tagesablauf ausgerichtet. Seine innere Uhr ließ ihn zuverlässig eine halbe Stunde vor dem Frühstück aufwachen und zwei Stunden nach dem Abendessen schläfriger werden.

Die Tage kamen und gingen mit der Gleichförmigkeit von auf einem Dach nebeneinander liegenden grauen Schindeln. Leon stand auf und ging auf die Toilette, die zusammen mit Dusche und Waschbecken hinter einem Paravent installiert war, und jedes Mal, wenn er die Spülung betätigte, das surrende Geräusch einer anspringenden Wasserpumpe heraufbeschwor. Er trug, wie Anstaltskleidung, einen dunkelblauen Jogginganzug. Mit jedem siebten Frühstück musste er ihn abgeben und bekam ein frisches Exemplar. Er wusste, dass es nur zwei Stück gab. Er hatte sie heimlich markiert. Den dunkelgrauen Businessanzug, den er am